

Unverkäufliche Leseprobe



Aleida Assmann
Der europäische Traum
Vier Lehren aus der Geschichte
2018. 208 S.
ISBN 978-3-406-73380-2

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/26292299>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

C·H·Beck

PAPERBACK

Aleida Assmann

Der europäische Traum

Vier Lehren aus der Geschichte

C.H.Beck

Originalausgabe

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2018

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Umschlaggestaltung: Konstanze Berner, München

Umschlagabbildung: Europa bei Nacht, © NASA Earth Observatory

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 73380 2

www.chbeck.de

Inhalt

Vorwort 8

Erster Teil: Kann man aus der Geschichte lernen? 11

Zur Geschichte der EU 13

Vier Lehren aus der Geschichte 20

1. Lehre: Friedenssicherung – Wie aus Erzfeinden kooperierende Nachbarn werden 21
 2. Lehre: Die (Wieder-)Herstellung von Rechtsstaatlichkeit oder der Umbau von Diktaturen in Demokratien 30
 3. Lehre: Historische Wahrheit und der Aufbau einer deutschen Erinnerungskultur 38
 4. Lehre: Die Wiederentdeckung der Menschenrechte 56
- Der europäische Traum 74

Zweiter Teil: Fallbeispiele 83

1. Lehre: Friedenssicherung 83

*Der 8. und der 9. Mai – Zwei europäische
Gedenktage? 83*

- 2014/18 – Die europäische Erinnerung an den Ersten Weltkrieg* 88
2. Lehre: Demokratisierung 96
- Deutsche Antworten auf zwei Diktaturen – Ähnlichkeiten und Unterschiede* 96
- Vergessen und Erinnern am Beispiel des Spanischen Bürgerkriegs* 108
3. Lehre: Erinnerungskultur 120
- Die Rolle der 68er für die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit* 120
- Monologisches und dialogisches Erinnern in Europa* 128
4. Lehre: Menschenrechte 142
- Die vergessene deutsche Migrationsgeschichte* 142
- Schicksalsvergleiche – Zwischen Empathie und Abwehr* 153
- Differenzen, Defizite, Desiderate 161
- Linkes und rechtes Unbehagen an der deutschen Erinnerungskultur* 161
- Ost-West-Spaltungen* 167
- Das koloniale Erbe Europas* 176

Epilog 185

Anhang 191

Anmerkungen 191

Personenregister 205

*Das Buch ist den Trägern und Stützen
der Willkommenskultur gewidmet*

Vorwort

Europa kann auf eine lange Tradition positiver Selbstbilder zurückblicken. Hier war einmal der Nabel der Welt, hier stand die Wiege der Zivilisation, hier wurden die Grundlagen gelegt zu allen möglichen kulturellen Errungenschaften, die sich dann über den Erdball verbreitet haben. Im populären Selbstverständnis gilt Europa nach wie vor als Hort der Vernunft, der Freiheit und der Demokratie. Aus einer nicht-europäischen Perspektive erscheinen diese Deklamationen dagegen als Teil einer «Europa-Ideologie». Natürlich wissen wir heute, dass in Europa auch der Nationalsozialismus und der Stalinismus mit ihren verheerenden, destruktiven Folgen ihre Wurzeln haben. Was aber nach wie vor kaum thematisiert wird, ist die Tatsache, dass das zivilisierte Europa sich über Jahrhunderte als eine überlegene Herrenrasse empfand, was den Europäern als Legitimation diente, andere Menschen und Kulturen herabzusetzen. Der Gegensatz zwischen «wild» und «zivilisiert» wurde dazu benutzt, Menschen in Gruppen zu teilen, um sie nicht nur missionieren und zivilisieren, sondern auch besser bekämpfen, ausbeuten oder versklaven zu können. All das ist nicht nur Geschichte, sondern in gewissem Sinne noch Gegenwart, denn wir leben heute in der zwar eng vernetzten, aber zugleich auch äußerst ungleichen Welt, die der europäische Imperialismus geschaffen hat. Neu an dieser Situation ist, wie Pankaj Mishra feststellt,

dass die anderen inzwischen ihre eigenen Geschichten schreiben. Europa kann sein Selbstverständnis deshalb nicht mehr selbstbezüglich nach innen entwerfen, sondern muss angesichts der globalen Verflechtung auch die Existenz anderer Nationen außerhalb Europas mit berücksichtigen. Mishra fasst zusammen: «Der Boden ist bereitet für komplexere Formen des Selbstverständnisses, frei von Selbstgefälligkeit, nationalistischer Mythenbildung und Rassendünkel».

Der Begriff des «europäischen Traums», der im Titel dieses Buches erscheint, gehört nicht in die lange Tradition stolzer europäischer Selbstbilder, sondern soll hier für eine komplexere Form des Selbstverständnisses und der Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte stehen, wie Mishra sie einfordert. Als Pendant zum «amerikanischen Traum» gebildet, wird der «europäische Traum» als ein gemeinsames Leitbild des Denkens und Handelns für die Nationen der EU vorgeschlagen, die miteinander in einer Geschichte der Gewalt verbunden sind. In Europa ist die Geschichte der Stoff, aus dem nicht nur Alpträume und Traumata, sondern eben auch der Traum einer friedlichen gemeinsamen Zukunft gemacht ist. Jene Gewaltgeschichte zu überwinden verlangt aber, sie zu kennen und anzuerkennen, um daraus gemeinsame Normen und Ressourcen für die Herausforderungen der Gegenwart und Zukunft zu gewinnen.

Die Grundgedanken dieses Buches haben verschiedene Fassungen durchlaufen. Unter dem Titel «Aus der Geschichte lernen? Der Sonderweg und die Krise der EU» konnte ich einige Thesen innerhalb einer Wiener Vorlesung im September 2017 vorstellen und mit Hubert Christian Ehalt und Oliver Rathkolb diskutieren, denen ich dafür sehr dankbar bin. Dass das Buch nicht auf die lange Bank geschoben wurde, ist einem unerwarteten Zwischenfall zu verdan-

ken. Die Zuerkennung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2018 an Jan Assmann und mich, von der wir im Juni 2018 erfuhren, hat ebenso plötzlich wie kurzfristig ein Zeitfenster für die Realisierung des Projekts geöffnet. In dieser Phase genoss ich die atmosphärische Unterstützung des Wissenschaftskollegs zu Berlin und die anregenden Gespräche mit Fellows wie Paweł Machcewicz, Luca Giuliani, Charles Maier, James Simpson und Dieter Grimm.¹ Der Verlag C.H.Beck, vertreten durch Stefanie Hölscher und Andreas Wirthensohn, hat das Buch in diesem Eilverfahren umsichtig, kompetent und zuverlässig betreut. Jan Assmann danke ich für die erste Lektüre, viele Korrekturen und unser wunderbares Dauergespräch.

Traunkirchen, im August 2018

Erster Teil: Kann man aus der Geschichte lernen?

Kann man aus der Geschichte lernen? Wir alle kennen die Standardantwort auf diese Frage: Alles, was wir aus der Geschichte lernen können, ist, dass wir nichts aus ihr lernen können. In diesem Punkt waren sich so unterschiedliche Denker wie Georg Wilhelm Friedrich Hegel und George Bernard Shaw einig. Reinhart Koselleck hat ihnen später noch eine Begründung für ihre pessimistische Antwort geliefert. Er konnte nämlich genau angeben, wann und warum der alte Topos von der Geschichte als Lehrmeisterin des Lebens (*historia magistra vitae*) aus dem Verkehr gezogen wurde. Das geschah mit dem Bruch der Aufklärung. Aus der Geschichte können wir nichts mehr lernen, so stellte Koselleck fest, seit sich die Gesellschaft gegen Ende des 18. Jahrhunderts einer Kultur der Modernisierung verschrieben und damit auf Innovation und Wandel umgestellt hat. In einem dynamischen Geschichtsprozess traten seither Vergangenheit und Zukunft, Erfahrungsraum und Erwartungshorizont deutlich auseinander. Wo vorher ein Kontinuum bestand, herrschte nun ein Gegensatz. Das hatte zur Folge, dass die Lehren von gestern nicht mehr für die Lösung der Probleme von morgen taugen.

Paul Valéry gehörte ebenfalls zu denen, die sich nicht vorstellen konnten, aus der Geschichte zu lernen. 1931, nach

dem Ersten Weltkrieg und vor dem Zweiten, konnte er beobachten, wie zum Beispiel in Deutschland die Geschichte national aufgerüstet und damit in einen gefährlichen ideologischen Kampfstoff verwandelt wurde. «Die Geschichte ist das gefährlichste Elaborat, das die Chemie des Intellekts produziert hat. Seine Eigenschaften sind allbekannt. Es bringt die Völker ins Träumen, versetzt sie in Rausch, gaukelt ihnen eine Vergangenheit vor, übersteigert ihre Reflexe, hält ihre Wunden am Schwären, stört sie in ihrer Ruhe auf, treibt sie zu Größenwahn oder auch zu Verfolgungswahn und macht, dass die Nationen verbittert, auftrumpfend, unausstehlich und eitel werden.» Und weiter heißt es: Die Geschichte «rechtfertigt alles, was man will. Sie lehrt überhaupt nichts, denn sie enthält alles und gibt Beispiele für alles.»¹

Das sind gerade heute wieder hochaktuelle Worte. Meine These ist jedoch, dass aus der verheerenden Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg tatsächlich auch Lehren gezogen wurden und die EU als Produkt dieses Lernprozesses zu verstehen ist. Valéry starb 1945. Er hat das Ende des Krieges noch miterlebt, aber nicht mehr den Aufbau eines neuen Europas. Könnte er zurückkehren, um sich zu erkundigen, würden wir ihm erzählen, wie die Geschichte weitergegangen ist. Ich jedenfalls möchte, gegen Valérys pessimistische Thesen, die Idee des Lernens aus der Geschichte verteidigen, denn woraus, um alles in der Welt, soll man denn sonst lernen?

Tatsächlich müssen wir auf die Vorgeschichte der EU noch einmal zurückkommen, wenn wir die heutigen Entwicklungen differenzierter beurteilen und die Krise des Zusammenhalts der europäischen Föderation besser verstehen wollen. Dafür möchte ich eine Perspektive anbieten, die in historischen Darstellungen bisher noch nicht zum Tragen

kommt, und das ist die Frage nach dem kollektiven Selbstbild der EU und der Rolle, die dabei die historische Erinnerung ihrer Mitgliedstaaten spielt oder spielen kann.

Zur Geschichte der EU

Vor 130 Jahren machte sich der französische Philosoph Ernest Renan Gedanken über die Zukunft des Nationalstaats. Dabei kam er zu dem Ergebnis: «Die Nationen sind nichts Ewiges. Sie haben einmal begonnen, sie werden einmal enden. Die europäische Konföderation wird sie wahrscheinlich ablösen.»¹ Heute sind viele geneigt, diese Prognose umzudrehen und zu sagen: Die EU ist nichts Ewiges. Sie hat einmal begonnen, sie wird einmal enden. Die Nationalstaaten werden sie wahrscheinlich (wieder) ablösen. War die europäische Idee einer transnationalen Allianz ein neues, geschichtswirksames Modell eines demokratischen Staatenbunds oder war sie nur ein ephemeres historisches Ereignis, das schon bald wieder folgenlos verschwindet? Der amerikanische Historiker Tony Judt sprach 1996 bereits von der «großen Illusion Europa». Kurz zuvor hatte der britische Politologe Alan Milward in einer klassischen Studie die EU als «Retterin der Nationalstaaten» bezeichnet.² Möglicherweise ist es schon verfehlt, die Frage, wie Renan es tat, in der Form eines Entweder-oder zu stellen, da sich die Nationalstaaten in diesem Verbund keineswegs auflösen, sondern auch stabilisieren. Es gehört zu den Besonderheiten der EU, dass sie trotz Vergemeinschaftung von Verantwortungen und Entscheidungen eher zu einem Impuls für die Stärkung als für die Schwächung nationaler Tendenzen geworden ist.

Könnte Renan zurückkehren, um sich zu erkundigen,

wie die Geschichte weitergegangen ist, würden wir ihm erzählen, dass seine Prognose einer europäischen Konföderation tatsächlich wahr geworden ist, allerdings unter ganz anderen Umständen, als er sie sich hätte vorstellen können. Es gab nämlich keinen einfachen evolutionären Schritt vom Nationalstaat zur europäischen Föderation, sondern es waren revolutionäre und katastrophische Umwälzungen, die nach zwei verheerenden Weltkriegen schließlich zur Verwirklichung des Europa-Gedankens führten. Das praktische Nachdenken über Europa als einen ‹Völkerbund› begann zunächst nach dem Ersten Weltkrieg als pazifistisches Projekt und damit als direkte Antwort auf diesen Krieg, in dem sich fünf europäische Imperien, zum Teil durch ihre kolonialen Truppen verstärkt, in unvorstellbaren Materialschlachten gegenseitig aufgerieben hatten. Bevor aber die friedlichen Europa-Gedanken Fuß fassen konnten, musste erst noch ein ganz anderer geopolitischer Europa-Gedanke militärisch bezwungen und begraben werden, und das war der ungehemmte imperiale Expansionswille des deutschen NS-Staats, den Hitler mit dem Namen Europa verband. Sein wahnhaftes Ziel, ein tausendjähriges Reich auf europäischem Boden zu errichten, hat er nicht erreicht; was er aber auf mörderische Weise erreicht hat, war die Beendigung einer tatsächlichen tausendjährigen Geschichte des Zusammenlebens von Juden und Nichtjuden in Osteuropa. Auf diese Erfahrung von Gewalt und Zerstörung musste nach 1945 eine Antwort (im Doppelsinn der Reaktion und des verantwortlichen Umgangs) gefunden werden. Das Nachdenken über eine europäische Föderation war die Form dieser Antwort.

Viele verstehen Europa heute als ein kosmopolitisches Projekt, das die Selbstbezüglichkeit und Ausschließungsgewalt homogener Nationalstaaten in einer gemeinsamen An-

strengung überwindet. Dieser Gedanke stand jedoch nicht am Anfang der Europäischen Union. Jene Antwort hatte zunächst den Charakter einer Prävention. Es durfte sich auf keinen Fall jemals wiederholen, was sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ereignet hatte. Es sollte nie wieder auch nur den Ansatz einer Voraussetzung dafür geben. Aus diesem Gedanken entstand 1950 die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl, die auch Montanunion genannt wurde. Vordergründig ging es dabei um einen zollfreien Zugang zu den Rohstoffen der Schwerindustrie. Hintergründig ging es bei dieser wirtschaftlichen Zusammenarbeit jedoch um etwas ganz anderes, nämlich um die Zähmung Deutschlands in der Mitte Europas. Es musste unter allen Umständen verhindert werden, dass Deutschland noch einmal eine Schwerindustrie aufbaute, mit der es sich für einen weiteren Krieg hochrüsten und damit für seine Nachbarstaaten wieder gefährlich werden konnte. Die Wirtschaftskooperation der sechs Gründungsmitglieder Belgien, Deutschland, Frankreich, Italien, Luxemburg und Niederlande diente damit primär einer dauerhaften Friedenssicherung. Deutschland, das sich im Zweiten Weltkrieg so gewalttätig ausgebreitet hatte, das so viel Leid über die europäischen Nachbarn gebracht und die europäischen Juden vernichtet hatte, durfte in Europa nie wieder so viel Spielraum erhalten und musste deshalb zunächst einmal gezähmt, eingehegt und eingegliedert werden.

Die Prävention als angemessene Antwort auf die Erfahrung der beiden Weltkriege wurde allmählich abgelöst durch die Antwort der Reparatur. Mithilfe des US-amerikanischen Marshall-Plans verwandelte sich die Strategie des Kontrollierens und Kleinhaltens in eine umfassende und nachhaltige Wirtschaftsförderung. Die USA investierten in großem

Maßstab in Westdeutschlands Modernisierung und wirtschaftlichen Aufbruch. Die nationale Währung der D-Mark wurde zu einer Erfolgsgeschichte und einem Markenzeichen im Rahmen der neuen Allianz von NATO-Staaten. Mit diesem militärischen Bündnis des Kalten Krieges wurde Westdeutschland zu einem Teil Westeuropas. Im Zentrum dieses West-Bündnisses stand ein Konzept westlicher Demokratie und Kultur, das in Deutschland besonders von der jüngeren Generation emphatisch angenommen wurde, weil es transnationale Horizonte eröffnete und eine neue Zukunft ermöglichte. Europa modernisierte sich durch eine globale Jugendkultur und die Protestbewegungen der 68er-Generation. In diesem kulturellen Rahmen westlicher Modernisierung wurde die Frage ‹Was ist europäisch?› zurückgedrängt, und Bestrebungen in Richtung einer eigenen nationalen Identität wurden als unzeitgemäß bzw. reaktionär ausgeklammert.

In den 1970er Jahren wuchs die Zahl der Mitgliedstaaten der Europäischen Gemeinschaft durch den Beitritt Dänemarks, Irlands und Großbritanniens auf neun. Gleichzeitig verwandelten sich die letzten westeuropäischen Diktaturen Portugal, Spanien und Griechenland in Demokratien, was das politische und wirtschaftliche Binnenklima Westeuropas vereinheitlichte. Diese Länder wurden in den 1980er Jahren zu Mitgliedern der EU. Der Fall der Mauer führte nach vier Jahrzehnten feindlicher Nachbarschaft im Kalten Krieg zur unerwarteten und euphorisch gefeierten deutschen ‹Wiedervereinigung›. Mit der Öffnung ehemals hermetischer Grenzen kam es nach 1989 zu einem erheblichen Mobilitätsschub und Bevölkerungsaustausch, der aber auch seine Probleme mit sich brachte. Nach dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik mussten in Deutschland zwei miteinander fremdelnde Bevölkerungsgruppen wieder zusammenfinden; es

gab die Arroganz der Bevormundung, es gab die ‹Ostalgie›, und es gibt noch immer Verbitterung und Misstrauen. Nach dem Zusammenbruch des Staatskommunismus kam es 1995 zunächst zum EU-Beitritt dreier weiterer westeuropäischer Staaten (Finnland, Österreich und Schweden) und ein Jahrzehnt später, zwischen 2004 und 2007, zum Beitritt von zwölf mittel- und osteuropäischen Staaten, in denen der Systemwechsel nicht so glimpflich verlaufen war wie in Leipzig und anderen ostdeutschen Städten. In Litauen zum Beispiel, das 1990 unabhängig wurde, gab es im Januar 1991 einen Militärputsch, bei dem moskautreue Kräfte mit Unterstützung sowjetischer Militärs die Entwicklung wieder umkehren wollten. Dabei starben insgesamt 14 Zivilisten und über 1000 weitere wurden verletzt. Beim anschließenden Referendum stimmten 90,5 Prozent der Wähler für ein unabhängiges Litauen.

Diese letzte Phase in der Entwicklung der EU, in der das Erbe des Kalten Krieges historisch überwunden wurde, wird oft als ‹Osterweiterung› bezeichnet. Dieser Begriff hat sich inzwischen als problematisch erwiesen, denn was nach dem Zusammenbruch des Ostblocks als eine zwar völlig unerwartete, aber doch konsequente Entwicklung erschien, wurde vom Nachbarland Russland unter ganz anderen Vorzeichen wahrgenommen. Der russische Staatspräsident Wladimir Putin hat 2005, umgekehrt zur Lesart der Erfolgsgeschichte der EU, den Zusammenbruch der Sowjetunion als «die größte geopolitische Katastrophe des 20. Jahrhunderts» bezeichnet und tut seitdem das Seine, um die EU von Osten her in ihre Schranken zu weisen. Historische Wahrnehmungen sind nichts Triviales, und wenn sie kollidieren, kann das unerwartete Folgen haben. Ein erstes Zeichen, das allerdings von den europäischen Staaten damals noch kaum begriffen

wurde, war die russische Reaktion auf die Umsetzung der Statue eines russischen Soldaten aus der Mitte der estnischen Hauptstadt Tallinn auf einen Friedhof am Stadtrand. Auf diese symbolpolitische Provokation folgte von Seiten Russlands die erste große Cyberattacke, die es darauf abgesehen hatte, alle wichtigen Institutionen des Landes lahmzulegen.³

Die Annexion der Krim im März 2014 und der Krieg in der Ukraine haben die Spannungen zwischen Russland und der EU inzwischen erheblich verschärft. Der Aufbau neuer Koalitionen zwischen osteuropäischen Mitgliedstaaten und Russland ist ein deutliches Zeichen dafür, dass die friedliche Ausdehnung der EU nicht in ihrer Konsolidierungsphase angekommen ist, sondern es neuerdings mit neuen Kriegen und Aushöhlungsprozessen zu tun bekommt. Auch der Krieg auf dem Balkan von 1992 bis 1995 ist hier zu nennen. Bei dem serbischen Massaker in der Stadt Srebrenica kamen 8000 bosnische Muslime um. Hier gelang es den niederländischen Blauhelmsoldaten der Vereinten Nationen nicht, rechtzeitig zur Rettung von Menschenleben einzuschreiten. Von den Ländern, die damals vom Krieg betroffen waren, ist Kroatien seit 2016 Mitglied der EU, Bosnien hat einen Antrag gestellt, und Serbien, Montenegro und Nord-Mazedonien stehen auf der Kandidatenliste.

Genau genommen wurde die europäische Konföderation zwei Mal gegründet, wobei die historischen Voraussetzungen sehr unterschiedlich waren. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs verhinderte die EU in Deutschland das Wiederaufleben eines selbstzentrierten und aggressiven Nationalstaats und bot gleichzeitig Staaten wie Frankreich eine neue Perspektive, die sich von kolonialen Imperien in Nationen zurückverwandeln. Nach dem Ende des Kalten Krieges entstand Europa nicht mehr auf dem Trümmerberg der

Weltkriege, sondern aus der Konkursmasse des zerfallenen Sowjetimperiums. Damit haben sich auch die Voraussetzungen für den europäischen Staatenbund deutlich verschoben. Mit der Aufnahme ehemaliger Ostblockstaaten ging der zündende Impuls innerhalb der EU nicht mehr vom Nationalen zum Transnationalen, sondern vom Transnationalen zum Nationalen. Diese Richtungsänderung beförderte, wie Tony Judt und Alan Milward bereits in den 1990er Jahren konstatierten, eine Wiederentdeckung und Wiederbelebung von Nationalstaaten in Ost und West.

Nach annähernd 70 Jahren Erfahrung mit europäischen Allianzen stellen wir fest, dass sich die Dynamik, die in den 1990er Jahren angelegt war, nach 2015 im Zeichen der Migrationskrise erheblich verstärkt hat. Die mittel- und osteuropäischen Staaten, die einst Teil des sowjetischen Blocks waren, verstanden den Verbund der EU vorwiegend als Sicherung ihrer Nation gegen den kommunistischen Zwangsverband. Deshalb gründeten sie ihre Identität und Einheit auf ein kommunistisches Feindbild und ein nationales Opfernarrativ. Die Namen ihrer Geschichtsmuseen sprechen für sich: das ›Besatzungsmuseum‹ in Riga, das ›Genozidmuseum‹ in Vilnius und das ›Haus des Terrors‹ in Budapest. In Budapest wird die Geschichte des Kommunismus weiterhin als eine massenwirksame Horrorstory inszeniert – was jedoch nicht verhindert, dass der Präsident des Landes inzwischen sehr viel mehr Sympathien für Putins Regierung als für die Europäer in Brüssel zeigt. Die europäische Konföderation beginnt zu bröckeln, der Zusammenhalt der EU steht unter großem Druck. Alles ist zurzeit im Fluss, seit der Aufbau neuer Allianzen und politischer Konstellationen zu einer möglichen Alternative zur EU geworden ist.

Vier Lehren aus der Geschichte

Noch einmal zurück zu Valéry's Frage: Kann man aus der Geschichte lernen? Seine Beschreibung von 1931 ist heute aktueller denn je, denn wir können allseits beobachten, wie Nationen verbittert, auftrumpfend, unausstehlich und eitel werden. Tatsächlich, auch darin ist Valéry Recht zu geben, lehrt die Geschichte überhaupt nichts, insofern sie alles rechtfertigt, was man will. Die Geschichte ist zur politischen Beute geworden. In autokratischen Regimen werden Historiker, die nicht die offizielle politische Linie vertreten, eingesperrt und Museen werden geschlossen oder Gedenkstätten beseitigt, um eine eindeutige und staatstragende Botschaft an ihre Stelle zu setzen (siehe unten, S. 138–142). Und dennoch können wir Valéry's Fazit nicht einfach akzeptieren. Immerhin haben wir inzwischen Begriffe, Konzepte und Normen gewonnen, die es zu seiner Zeit noch nicht gab: ‚Genozid‘, ‚Verbrechen gegen die Menschlichkeit‘, ‚Achtung der Menschenrechte‘. Diese Lehren sind weithin bekannt, aber nicht in einer Konkretheit präsent, in der sie auch ihre Wirkung entfalten können. Sie werden in politischen Reden immer wieder aufgezählt, verblassen dabei aber und entleeren sich in der puren Wiederholung. Wenn man jedoch den Weg vom *Aufzählen* zurück zum *Erzählen* beschreitet, um genauer zu erfahren, wann und wie diese Lehren gewonnen wurden, lassen sich die Begriffe wieder mit konkreter Anschauung füllen. Wenn man weiß, dass sie unter historisch kontingenten Bedingungen errungen wurden, kann man sich vorstellen, dass diese Lehren auch schnell wieder verschwinden können. Denn sie erhalten und bewähren sich nicht in wohlmeinenden Reden, sondern allein dadurch,

dass man sich für sie einsetzt und sie umsetzt. Das beginnt damit, dass man sich für sie interessiert und sie etwas von ihrer gedankenlosen Selbstverständlichkeit verlieren. Die vier Lehren, auf die ich mich im Folgenden konzentrieren werde, sind nicht gleichzeitig gefunden oder erfunden worden. Zwei von ihnen, das Friedensprojekt und das Demokratisierungsprojekt, sind nach 1945 entstanden und wurden nach 1989 neu getestet, zwei weitere, die Erinnerungskultur und die Menschenrechte, sind erst nach 1989 dazugekommen. Um ein präziseres Bild von diesen Lehren zu bekommen, lohnt es sich zu wissen, unter welchen historischen Umständen sie errungen und erworben wurden.

1. Lehre: Friedenssicherung – Wie aus Erzfeinden kooperierende Nachbarn werden

«Wir haben in Europa einen dauerhaften Frieden geschaffen, der auf die Versöhnung von Erzfeinden gegründet ist. Das ist ein historisches Beispiel für die Welt.» Mit diesen Worten hat der ehemalige EU-Kommissionspräsident José Manuel Barroso die Erfolgsgeschichte der EU auf die kürzeste Formel gebracht.¹ Die Tradition der Friedensschlüsse und der Beendigung von Erbfeindschaften ist ein Motiv, das die europäische Geschichte vom Edikt von Nantes im Jahre 1598 bis ins 19. Jahrhundert begleitet. Leider haben diese Friedensschlüsse den Rückfall in immer größere und gewaltzamere Kriege nicht verhindert.

Das europäische Projekt der Friedenssicherung begann bereits nach dem Ersten Weltkrieg mit den Verträgen von Locarno im Jahr 1925. Diese Verträge sicherten die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich und beendeten die

Isolation Deutschlands nach dem Ersten Weltkrieg mit der Aufnahme in den Völkerbund. Ein Jahr später erhielten Aristide Briand und Gustav Stresemann dafür den Friedensnobelpreis. Dieser Friede hielt aber nicht lange; er endete mit der Weltwirtschaftskrise und dem Aufstieg der Nationalsozialisten. Wie aber konnte man sich in Europa nach 17 Millionen Toten im Ersten und 55 Millionen Toten im Zweiten Weltkrieg, nach präzedenzlosen Menschheitsverbrechen und umfassender Zerstörung von Städten und Kulturerbe überhaupt auf einen Neuanfang einstellen?

Nach dem Zweiten Weltkrieg stand die Friedenssicherung am Anfang des europäischen Projekts. Diese begann mit einer Allianz zur Entschärfung der Bedrohung durch Deutschland und später mit der vollen Integration Deutschlands in diese Allianz. Aus deutscher Perspektive bleibt an diesem zweiten Friedensprojekt der Verzicht der Alliierten auf Hass und Vergeltung überraschend. Tatsächlich hat sich Winston Churchill bereits 1946 dafür eingesetzt, dass den Deutschen und denen, die mit den Achsenmächten kollaboriert hatten, nicht länger ihre Vergangenheit vorgehalten wurde. Nachdem die Verantwortlichen in Nürnberg verurteilt worden waren, verlangte er «ein Ende der Abrechnungen» und plädierte für ein gemeinsames Vergessen. Mit diesem Plädoyer fürs Vergessen, auf das wir noch ausführlicher zurückkommen werden (siehe unten, S. 39–41), hoffte er, Gefühle des Hasses und der Rache zu unterbinden und einen nachhaltigen Frieden zu befördern.

Der Verzicht auf Rache war damals Konsens unter den Siegermächten und wurde sogar von Holocaust-Überlebenden wie Robert Antelme mit Nachdruck vertreten, dessen Wort in dieser Sache unschätzbares Gewicht hatte. Der Fall von Elie Wiesel lag etwas anders. Er, der die Konzentrations-

lager Auschwitz und Buchenwald überlebte, hat sein erstes Erinnerungsbuch zunächst auf Jiddisch geschrieben. Das 800 Seiten lange Manuskript hat er dann auf Anraten des französischen Schriftstellers François Mauriac stark gekürzt und unter dem Titel *La Nuit* 1958 in einer bereinigten französischen Fassung veröffentlicht, aus der die Eruption von Gefühlen des Hasses und der Rache getilgt war.

Der europäische Frieden war im Kalten Krieg keineswegs vollkommen, denn er war auch Teil einer politischen Strategie und wurde nach 1945 auf ein neues Feindbild gegründet. Anstelle der gegenseitigen Nachbarn waren nun Russland, der Kommunismus und der Ostblock der Gegner, gegen den man sich vereinigte. Das westliche Europa wurde folglich auf Konfrontation, Ausschluss und Polarisierung gegründet. Eine immer härtere Grenze verlief deshalb mitten durch Europa und spaltete den Osten vom Westen. Das führte dazu, dass sich die beiden politischen Blöcke nach innen anglichen und das Konzept des ›Westens‹ die Bedeutung eines kulturpolitischen Gründungswerts und Bekenntnisses annahm, dessen Ende wir heute erleben.²

Nach dem Fall der Mauer veränderte sich die Zusammensetzung der EU, denn sie integrierte die ehemaligen Staatsfeinde. Mit dieser überraschenden Wende wandelte sich auch die Friedensmission der Union. Gegen wen konstituierte sich nun der Staatenbund der erweiterten EU? Konnte die EU überhaupt ohne ein gemeinsames Feindbild auskommen? Wiederum waren es gerade die Opfer der Geschichte, diesmal nicht des Holocaust, sondern des Gulag, die wie Václav Havel oder Alexander Solschenizyn für eine mentale Öffnung eintraten und neue Verbindungen zwischen Ost und West knüpften. Allerdings sprachen die neuen Nationalmuseen der Staaten des ehemaligen Ost-

blocks eine andere Sprache. Dort wurden der Kommunismus, die Rote Armee und die sowjetische Besatzungszeit des Kalten Krieges als Feindbild und dunkler Hintergrund aufgebaut, vor dem die Geschichte der eigenen Nation als Opfernarrativ präsentiert wurde. Auch hier waren es wiederum Künstler wie Günter Grass und Czesław Miłosz, die sich auf der Grundlage ihres eigenen Erfahrungsgedächtnisses gegen die Zwänge politischer und ethnischer Homogenisierung wehrten und zwischen Ost und West vermitteln wollten.³

Wie die europäische Geschichte von Friedensschlüssen bestimmt ist, so ist die europäische Politik von Versöhnungsritualen geprägt. Eine Friedens- und Versöhnungspolitik praktizierten nach dem Zweiten Weltkrieg bereits Charles de Gaulle und Konrad Adenauer. Sie nahmen gemeinsame Paraden ab und feierten 1962 das Hochamt in der Kathedrale von Reims. Damit signalisierten sie über nationale Grenzen hinweg Versöhnung und Vergebung in einem militärischen und christlichen Rahmen. Der historische Schauplatz war dabei hoch symbolisch gewählt: In der nordfranzösischen Stadt Reims war am 7. Mai 1945 die deutsche Kapitulation unterzeichnet worden, hier hatte General Eisenhower sein Hauptquartier aufgeschlagen. Das religiöse Reinigungsritual hatte die wichtige politische Bedeutung, die Wiederaufnahme Westdeutschlands in das westliche Bündnis zu beschleunigen und zu vertiefen.

An diese Tradition schlossen die Staatsmänner Helmut Kohl und François Mitterrand an, die sich 1984 auf dem Soldatenfriedhof Douaumont vor dem Beinhaus trafen und sich plötzlich im Gedenken an die Schlacht von Verdun an den Händen hielten. Die Zeit spielte dabei eine wichtige Rolle. 70 Jahre nach Beginn des Ersten Weltkriegs konnte man zuschauen, wie sich überkommene Feindschaften auf-

lösten. Hier trafen sich ein Franzose und ein Deutscher der nächsten Generation zu diesem Friedensritual: Mitterrand hatte im Zweiten Weltkrieg gekämpft, Helmut Kohl hatte seinen Bruder in diesem Krieg verloren. Ein entsprechender Händedruck anlässlich des Gedenkens des Zweiten Weltkriegs war damals noch tabu. Dazu wurde erst Kohls Nachfolger Gerhard Schröder am 6. Juni 2004 eingeladen und nahm an den Feierlichkeiten zum 60. Jahrestag des ‹D-Day›, der Landung der Alliierten in der Normandie, teil.

Der Kniefall von Willy Brandt am Denkmal der jüdischen Ghattokämpfer in Warschau am 7. Dezember 1970 ist selbst zu einem historischen Ereignis geworden, an das eine eigene Plakette am Ort des Geschehens erinnert. Diese Geste der Reue und Demut hat das Protokoll gesprengt und einen tiefen und nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Das Ereignis stand im Zusammenhang einer neuen sozial-liberalen Versöhnungspolitik, die 1965 mit einer Ost-Denkschrift der Evangelischen Kirche Deutschlands und einem Austausch zwischen polnischen und deutschen katholischen Bischöfen begann und 1970/72 mit einer Reihe von Verträgen und Abkommen besiegelt wurde.

Brandt wurde 1971 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet. Über seinen Kniefall in Warschau, mit dem sich zum ersten Mal ein hochrangiger deutscher Politiker in einem sichtbaren Akt der Reue vor den jüdischen Opfern verneigte, ist sogar eine Oper komponiert worden.⁴ Dieser Akt fällt vollkommen heraus aus der Geschichte der Friedenssymbole als ein einsames, selbstbestimmtes und authentisches Zeichen, das jede politische Botschaft transzendiert. Mit seinem Kniefall hat Brandt zugleich den Aufstand im jüdischen Ghetto von 1943 im nationalen Gedächtnis der Deutschen verankert. Das führte allerdings dazu (was in Po-

len sehr genau wahrgenommen wurde), dass diese Erinnerung im deutschen Gedächtnis lange Zeit den Warschauer Aufstand von 1944 verdrängte, in dem die aus dem Untergrund wirkende polnische Heimatarmee in einem heroischen, aber aussichtslosen und verlustreichen Kampf gegen die deutsche Besatzung Widerstand geleistet hat.

Anders als der Kniefall von Willy Brandt, der als eine spontane Performanz ohne Skript ein ›Fall‹ sui generis ist, waren die zahlreichen Auftritte von Bundespräsident Joachim Gauck an herausgehobenen Jahrestagen Teil einer konsequenten europäischen Friedenspolitik. In den 1990er Jahren hatten Staatsmänner aus aller Welt damit begonnen, sich vor der Weltöffentlichkeit für historische Vergehen und Verbrechen ihrer Länder zu entschuldigen. Gauck wählte einen anderen Weg. Er vollzog an entsprechenden Jahrestagen mit Vertretern der ehemaligen Opfer symbolische Akte der Entschuldigung und des Verzeihens in gemeinsamen Trauerritualen. Mit seiner rituellen Kompetenz als protestantischer Pfarrer hat er auf diese Weise die besondere historische Verantwortung Deutschlands für traumatische Erinnerungen unter den europäischen Nachbarn angenommen und in symbolträchtigen Begegnungen sinnlich verkörpert. Seine Auftritte an einschlägigen Orten und Jahrestagen wurden zu Stationen einer europäischen Versöhnungs- und Friedenspolitik, die er in Form eines dialogischen Erinnerns praktizierte. Die großen ikonischen Inszenierungen in Griechenland, Oradour und an der Westerplatte zum Zweiten Weltkrieg sowie am Hartmannsweilerkopf und in Lüttich zum Ersten Weltkrieg waren hoch emotionale Performances, die selbst schon wieder Geschichte machten, indem sie in ritualisierten Konstellationen eine Anerkennung der Opfer und die Reue der Täter ausdrückten und in gemeinsame

Trauer mündeten. Dabei spielte wie im Falle von Oradour gerade auch das persönliche Erfahrungsgedächtnis der Adressaten eine besondere Rolle. Bei diesen symbolischen Inszenierungen mit Überlebenden oder Stellvertretern der Betroffenen geht es letztlich um eine diplomatische Form der Therapie, bei der tiefsitzende Spannungen durch die Freisetzung aufgestauter Konflikte in gemeinsamer Trauer gelöst werden sollen. Dabei sind natürlich auch die politischen Rahmenbedingungen von großer atmosphärischer Bedeutung. So eindrucksvoll sich in diesem Zusammenhang das Trauerritual in Oradour gestaltete, so deutlich misslang die Annäherung in Griechenland, wo man im Kontext der Finanzkrise nicht geneigt war, eine historische Schuld zu vergeben, solange nicht die aktuellen finanziellen Schulden erlassen wurden.

In einem Interview hat sich der britische Historiker Timothy Garton Ash trotz Eurokrise und Bankenrettung optimistisch über die Geschichte und Zukunft Europas geäußert. «Europa ist doch eine einmalige Schöpfung. Nirgendwo hat es etwas Vergleichbares gegeben», sagte er und meinte damit den Umbau europäischer Nationen in Richtung Friedfertigkeit, wirtschaftlicher Kooperationsbereitschaft und transnationaler Solidarität.⁵
[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de